

Der Mensch in der Landschaft : Eindrücke von einer Wanderung durch Engadin und Bergell

Autor(en): **Bührig, Marga**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): - **(1949)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-397395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

derung dem Volke unterbreiten. Die Lösung der Verfassungsfrage soll und darf die Auseinandersetzung mit der Greinafrage nicht präjudizieren. Unser Volk will auch in der Greinafrage sich ein unabhängiges, objektives und gerechtes Urteil wahren.

(Abgedruckt aus dem «Freien Rätier», Nr. 6, 1949)

Der Mensch in der Landschaft

Eindrücke von einer Wanderung durch Engadin und Bergell

Von Marga Bührig, Zürich

Während ich zwischen Maloja und Sils am See raste, unberührt von den Tagesereignissen, umweht von köstlicher Stille, erheben sich in der besonnten Atmosphäre die Geister aller derer vor mir, deren Leben und Schaffen dieses einzig schöne Stück Erde, Engadin und Bergell, noch bekannter gemacht haben, als es durch die Gunst des Schöpfers schon ist: Nietzsche, Segantini, Rilke — der eine, indem er das Licht seiner Gipfel und Täler in bis dahin ungekannter Weise auf der Leinwand leuchten ließ, die beiden anderen mehr durch ihr bloßes Dagewesensein und dessen Zeugnisse in ihrem Werk. Zwar bedarf die Landschaft dieses zusätzlichen Ruhmes wahrlich nicht; vollkommen und in sich ruhend, wie sie ist, und wenige der jetzt immer seltener werdenden Touristen sind sich wohl dieser ihrer Vergangenheit, dieses doch auch zu ihr gehörigen Stückes Leben bewußt. Uns aber, Ge- oder Verbildete, lassen die Erinnerungen nicht los, und mitten in der Primitivität ungewohnten Wanderlebens schaffen sie die Verbindung mit der vertrauten Kulturwelt. Ist es Belastung, dieses Nie-ganz-Herauskönnen aus den geistigen Bindungen und Verpflichtungen, ist es Beglückung? Wer könnte das entscheiden!

Das Zurückfinden aus freilich restlos genossener Wanderprimitivität in feinste alte Kultur haben wir besonders stark erlebt in unserem letzten Nachtquartier, Soglio im Bergell. Südliche Üppigkeit und Verwilderung vereint mit der Herbheit des Gebirges, Edelkastanienwälder am Fuße von starrenden Bergzacken und Gletschern, ein tief sich einfressender Bergbach und am Hang oben die alte Römerstraße mit immer neuen, überraschenden Ausblicken, die in Staunen versetzen über die Schönheit der Welt, und plötzlich, wenn man um eine Ecke biegt, hoch über der Talsohle ein italienischer Campanile, eng darum zusammengedrängt eine kleine Anzahl steinerne Häuser und ein Blick weit ins Tal hinunter — das ist Soglio. Durch enge Gäßchen mit holperigem Pflaster, zwischen dessen Steinen das Gras wächst, betritt man das Dorf. Die Häuser sind stolz ab-

weisend, wie so oft in Berggegenden unter dem Zwange der Witterung, kleine vergitterte Fenster mit farbenleuchtenden Blumen, die die Schroffheit mildern, alles von südländischer Armseligkeit, die doch eines gewissen Adels nicht entbehrt. Dann ein kleiner Platz und daran der ehemalige Palazzo der Familie Salis-Soglio. Hier also war es, wo Rilke erste Zuflucht fand, als er nach den öden und schweren Jahren des ersten Weltkrieges in der Schweiz Ruhe und eine Atmosphäre suchte, in der seine verschütteten schöpferischen Kräfte zu neuem Leben erwachen könnten. Und man begreift es, daß dieser Ort und dieses Haus zum ersten Haltepunkt werden konnten. Ein schlichter und doch herrschaftlicher Steinbau, nicht aus der Umgebung herausfallend, sondern den schon ihr eignenden Adel fortsetzend und erhöhend, groß und klar gebaut, von beglückender Weiträumigkeit und völlig unverdorben durch seine neue Bestimmung (heute ist der Salis-Palast eine allgemein zugängliche Pension). Der Garten, von dem Rilke in den Briefen aus jener Zeit immer wieder spricht, ist ein eigentümliches Produkt französischer Gartenbaukunst mit ihren schnurgeraden, sorgfältig gestutzten Buchsbaumhecken und üppig wuchernder, ungebändigter Natur, Sommerblumen und Johannisbeersträuchern. Auf ihn blickte Rilke von seinem Arbeitszimmer, der alten Salisschen Bibliothek, die dem alltäglichen Besucher leider nicht zugänglich ist. Dafür aber steht ihm der ganze übrige Bau zur Verfügung, und zwischen alten Familienbildern und stilechten Möbeln berührt die Vergangenheit den empfänglichen Gast deutlich und spricht ihn stark an. Und mitten in und rings um diese vom Geist längst versunkener Generationen erfüllten Gegenstände wächst das blühende Leben: leuchtend bunte Blumen auf allen Tischen und rund um den Ort die Wälder und Wiesen und Berge im starken Licht der südlichen Alpentäler. Daß sich der allem Aristokratischen verschworene Rilke gerade in dieser Umgebung wohl fühlte, begeift man leicht, und gerne würde man ihm ähnliche Menschen auch heute noch darin sehen.

Von Soglio führte uns der Weg talaufwärts und über den Maloja paß in eine ganz andere Welt: das schönste Hochgebirgstal, das ich kenne, das Oberengadin. Nie aber kann ich seine Berge und vor allem das über sie fließende Licht sehen, ohne an den Maler zu denken, dessen Wahlheimat sie waren: Segantini. Von seinem persönlichen Leben zeugt heute nur noch die schlichte Grabplatte auf dem einsamen, mitten in Heidelbeersträuchern und Alpenrosenstauden gelegenen Bergfriedhof von Maloja. Ungepflegt und verwildert ist das Grab, wie um die Unwichtigkeit dieser irdischen Reste zu betonen; aber es lagen einige rührende Wiesenblumensträuße darauf, als wir dort waren, Beweise dafür, daß sein Andenken noch lebt. Doch wüßte man auch nichts mehr vom Menschen, und verschwände auch diese Platte noch, so zeugte doch sein Werk unvergänglich von ihm. Hier

oben in der Landschaft, die er über alles geliebt hat und deren Licht und Farbenkraft er so stark und wahr wie kein anderer in sich aufgenommen und auf seinen Bildern wiedergegeben hat, wird einem seine Kunst erst klar. Nirgends so gut wie hier versteht man den Zauber mancher seiner Bilder, das in konzentrischen Kreisen über den Horizont ausstrahlende Licht, das Flimmern und Leuchten seiner Farben, und auch seine herben, bäuerlichen Gestalten kann man auf Schritt und Tritt antreffen. Etwas vom Schönsten aber ist es, mitten aus der Natur, die er dargestellt hat, vor seine reifsten Bilder zu treten, das «Triptychon» im Segantini-Museum zu St. Moritz, und das Bedingthein der Kunst durch die Natur und die Verklärung und Vergeistigung der Natur in der Kunst so eindrücklich zu erleben, wie es sonst selten möglich ist. Dann spürt man, wie auch realistische Kunst keine Abschrift der Wirklichkeit ist, sondern aus den schon in dieser schlummernden, dem Nichtkünstler nur undeutlich bewußten geistigen Kräften ein zwar durch sie Bedingtes, aber zugleich überwältigend Neues schafft und dem Betrachter im Kunstwerk die Natur ganz neu schenkt. Segantini selbst spricht einmal von «undeutlichen, abgeschwächten Harmonien, die der Wind herüberträgt und die um uns eine tönende Stille schaffen, die sich über den hohen, weiten, azurenen Raum erstreckt, dessen Horizont die Ketten starrer Gletscher und felsiger Grate besäumen», und er versucht, diese Empfindungen in seinem Werk einzufangen und so, wie er sich ausdrückt, eine «Synthese» zu schaffen, die das «ganz starke Gefühl der Harmonie des Hochgebirges» enthält.

Ob der dritte jener drei Großen, Nietzsche, von dieser «Harmonie des Hochgebirges» auch etwas gespürt hat während seiner Sommeraufenthalte im Engadin? Jedenfalls war sie nicht stark genug, um die Dissonanzen zu übertönen, wie ja letztlich jeder in der Landschaft, in allem ihn Umgebenden, nur das sieht, was er selbst schon in sich trägt. In den «Liedern des Prinzen Vogelfrei» steht ein kleines Gedicht, überschrieben «Sils-Maria», das Zeugnis davon ablegt, wie in der Einsamkeit der Bergwelt der Schatten Zarathustras an dem alle Freunde und Gefährten hinter sich lassenden Denker vorbeiging, diese Gestalt seiner Sehnsucht und seiner Träume:

*«Hier saß ich wartend, wartend, — doch auf nichts,
Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts
Genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.
Da, plötzlich, Freundin! wurde eins zu zwei —
Und Zarathustra ging an mir vorbei . . .»*

Auf der weit in den Silsersee vorspringenden Landzunge Chasté zwischen Sils-Maria und Sils-Baselgia ist heute der Platz bezeichnet,

auf dem Nietzsche oft gegessen haben soll. Weit blickt man über den ganzen See auf den Talabschluß, Maloja und die sich dahinter auf-türmende Bergkette; alle menschlichen Bauwerke treten zurück, und etwas von Welteinsamkeit überkommt den Wanderer. In einen Felsen eingegraben steht eines der schönsten Zarathustra-Lieder:

*«O Mensch! Gib acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht...»*

Ob sie ihm gerade hier ihre Worte über die Tiefe der Weltlust zugerant hat? Jedenfalls kann man sich auf der schmalen in den See hinausragenden Landspitze, wo der Mensch allein allen Mächten, heil- und unheilvollen, ausgeliefert erscheint, Nietzsche gut vorstellen, im Gespräch mit sich selbst und im Ringen um den Gott, den er leugnete.

Drei Gestalten, drei Schicksale, drei Werke von verschiedenster Farbe und Wirkung. Die Landschaft aber, die sie mit ihren Kräften nährte, sie aufnahm und trug, bleibt dieselbe und spricht doch zu jedem, der empfänglich in sie hineintritt, eine andere Sprache, die nur er versteht und — wenn ihm das gegeben ist — weitergibt.*

* Aus der «Neuen Zürcher Zeitung», Nr. 1008, 1946, abgedruckt.

Chronik für den Monat Dezember 1948

1. In der Naturforschenden Gesellschaft sprach Prof. Dr. G. Töndury von der Universität Zürich «Über neueste Untersuchungen zur embryonalen Entwicklung des Menschen» mit Lichtbildern.

3. Der Große Rat befaßte sich am 2. und 3. Dezember eingehend mit der Verfassungsinitiative für Sicherung und Ausbau der Wasserkräfte in Graubünden und beschloß mit 55 gegen 40 Stimmen dem Volke die Annahme der Verfassungsinitiative zu empfehlen.

4. In der Kirche zu Schiers und am darauffolgenden Tag im Fraumünster in Zürich wurde von einem Gemischten Chor mit 150 Sängerinnen und Säner, vier Solisten und einem Orchester G. J. Handels Oratorium «Der Messias» aufgeführt.

5. Am 4. und 5. Dezember führte der evangelische Kirchenchor Chur das Weihnachts-Oratorium von J. S. Bach auf.

6. Im Kongreßhaus in Zürich fand vom 6. bis 20. Dezember eine Ausstellung von Werken des bekannten Engadiner Malers Oscar Nussio statt. Sie umfaßte die besten Arbeiten des Künstlers, u. a. viele Porträts (manche aus Privatbesitz), Bergbilder (Engadin und Bergell) sowie Motive von Greifensee, wo der Maler zeitweise lebt, Tier- und Blumenbilder.